

In der Vergangenheit war es weniger mühevoll, sich auf die Zukunft einzustellen.

Hermann Lübke

Wozu sind Universitäten noch gut?

Daß sich die bundesdeutschen Universitäten derzeit in einer schwierigen Lage befinden, hat einer breiteren Öffentlichkeit das vergangene Wintersemester mit seinen Turbulenzen ziemlich drastisch vor Augen geführt. Die Protestaktionen aufgebrachter Studenten konzentrierten sich zwar vor allem auf die großen Universitäten zwischen Hamburg und München, Köln und Berlin und fanden längst nicht in allen Fachbereichen bzw. Fakultäten gleich viel Widerhall. Aber eine Protestwelle vergleichbaren Ausmaßes hat es seit den Studentenunruhen vor zwanzig Jahren, an die jetzt begrifflicherweise vielfach erinnert wird, an den deutschen Hochschulen nicht mehr gegeben. Überdies fanden die Studenten in den vergangenen Monaten Unterstützung beim akademischen Lehrpersonal, jedenfalls soweit sich ihr Aufbegehren gegen die unzureichende finanzielle und personelle Ausstattung der Universitäten richtete: Professoren, Universitätsrektoren und -präsidenten prangerten ihrerseits die teilweise unzulänglichen Bedingungen für Lehre und Forschung an und forderten mehr Mittel für die Universitäten, die derzeit eine Rekordzahl von ca. 1,5 Millionen Studenten zu verkraften haben. Der massive Protest blieb nicht ohne Wirkung. Immerhin wurde von Bund und Ländern ein Sonderprogramm beschlossen, das dazu beitragen soll, die größten Engpässe zu beheben.

Der Nimbus der Universität ist verblaßt

Mit neuen Stellen in besonders überlasteten Fächern wie der Betriebswirtschaftslehre oder der Informatik, mehr Geld für Anschaffung von Büchern und Geräten in Seminaren und Instituten, verbesserten Bafög-Leistungen und mehr Wohnheimplätzen ist es allerdings nicht getan. Die Universitäten stehen ja nicht nur vor dem Problem, wie sie die enorme „Überlastquote“ an Studierenden bewältigen können, die ihnen noch einige Jahre zu schaffen ma-

chen wird. Gleichzeitig sind sie mit einigen *Grundsatzfragen* konfrontiert, die auch bei den Aktionen und Stellungnahmen der letzten Monate mehr oder weniger ausdrücklich zur Sprache kamen. Wie sieht die Bilanz der Entwicklung des Hochschulwesens in den letzten fünf- und zwanzig Jahren eigentlich aus, in denen die Studentenzahlen massiv anwuchsen, zahlreiche neue Universitäten gegründet wurden und man sich vielfach um Hochschul- und Studienreform bemühte? Welche Aufgaben hat die Universität angesichts des rasanten technologischen Wandels, der Veränderungen in der Berufs- und Arbeitswelt, der gesellschaftlichen Orientierungsprobleme? Worin kann und soll der Beitrag der Universität zum öffentlichen Leben bestehen? Hat sie überhaupt noch ein spezifisches Profil?

Daß inzwischen über zwanzig Prozent eines Jahrgangs ein Studium aufnehmen und nicht nur wenige Prozent wie in den fünfziger und frühen sechziger Jahren, ist nicht nur ein bloß quantitatives Datum, sondern signalisiert auch eine veränderte Stellung der Universität in der Gesellschaft. Seit akademische Bildung nicht mehr Privileg einer relativ schmalen Schicht ist, hat sich ein Stück *Entmythologisierung der Universität* vollzogen. Sie ist längst nicht mehr im gleichen Maß wie früher einmal die herausgehobene „Hohe Schule“, zu der der Durchschnittsbürger ohne akademische Weihen mit einer Mischung aus Ehrfurcht und Unverständnis hinaufschaut. Man betrachtet sie weit eher als einen selbstverständlichen Bestandteil des stark ausdifferenzierten Bildungswesens, als „ordinären kulturellen und pädagogischen Servicebetrieb in der Dienstleistungsgesellschaft“ (*Claus Leggewie*). Der besondere Nimbus des „Akademikers“ ist zwar nicht einfach verschwunden, aber doch ein Stück weit verblaßt.

Vor zwanzig Jahren wurden die Universitäten (nicht nur, aber gerade auch in der Bundesrepublik) zu *Katalysatoren gesamtgesellschaftlicher Veränderung*. Sie galten einige Jahre lang dementsprechend den einen als Laboratorien,

in denen die erhoffte Entwicklung hin zu einer Gesellschaft ohne Entfremdung und Ausbeutung theoretisch reflektiert und modellhaft eingeübt werden konnte, den anderen als „Kaderschmieden“, in denen zum Kampf gegen den demokratischen Rechtsstaat und die freie Marktwirtschaft geblasen wurde. In beiden Fällen war dabei eine gehörige Portion Überschätzung und Idealisierung der Universität als besonders ausstrahlungskräftiger Institution im Spiel. Inzwischen richten sich auf die Universitäten in der Öffentlichkeit weder besondere Hoffnungen noch Befürchtungen. Man erwartet von den Hochschulen kaum entscheidende und wegweisende Denkanstöße zu den großen Fragen des gesellschaftlichen Wandels, sie gelten nicht als Trendmacher für die geistig-kulturelle Szene, auch wenn einzelne Professoren sich als Vordenker und kritische Zeitanalytiker hervortun.

Im übrigen koexistieren in der Universität ja nicht nur viele Disziplinen, sondern auch sehr *unterschiedliche wissenschaftliche Kulturen*, die oft nur wenig miteinander in Berührung kommen. Entsprechend sehen die Probleme und Herausforderungen für die einzelnen Fächer bzw. Fächergruppen an der Universität auch sehr unterschiedlich aus. Für die *Naturwissenschaften* geht es vor allem darum, ob und wie die Forschung an den Universitäten mit außeruniversitären Forschungsinstitutionen Schritt halten kann. Die *Geisteswissenschaftler*, von Stellen- und Mittelkürzungen in den vergangenen Jahren vielfach am meisten betroffen, stehen unter beträchtlichem Legitimationsdruck. Sie bemühen sich deshalb, ihre Unentbehrlichkeit als Verwalter der kulturellen Tradition und als Orientierungshelfer angesichts verbreiteter Sinnkrisen darzutun, und pochen auf ihren unverzichtbaren Platz im Ganzen der Universität. Die *Sozialwissenschaften* haben ihren Status als Leitdisziplin für die gesellschaftliche Selbstverständigung wieder eingebüßt, noch bevor sie ihn so recht erobert hatten, und müssen ihre Rolle neu bestimmen.

Das Humboldtsche Konzept läßt sich nicht repristinieren

Auch die *Theologischen Fakultäten* an den Universitäten sind keine Inseln der Seligen, obwohl sie nicht im selben Umfang wie andere Fachbereiche vom Massenansturm an Studenten betroffen sind. Weder in der Öffentlichkeit noch in den Universitäten selber gibt es derzeit gewichtige Stimmen, die der Theologie ihren Platz an der Universität streitig machen und für die Umwandlung der kirchlich gebundenen Theologischen Fakultäten in religionswissenschaftliche Fachbereiche plädieren. Von dieser Seite droht der Theologie als akademischer Disziplin jedenfalls vorläufig keine Gefahr. Ihr Grundproblem liegt einmal darin, daß sich der Stellenwert der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Glauben in der Kirche in mancher Hinsicht verändert hat: Das Lehramt versucht, seine Kompetenz gegenüber der Theologie deutlicher zur Geltung zu bringen, in den gegenwärtigen Erneuerungsbewegungen liegt das Schwergewicht meistens stärker auf

Glaubenserfahrung und Frömmigkeit als auf intellektuell-methodischer Beschäftigung mit den Quellen, der Geschichte und den gegenwärtigen geistigen Herausforderungen des Glaubens. Andererseits ist es aber auch nicht gelungen, das theologische Studium so zu strukturieren, daß es seinen Absolventen das für die gegenwärtige Glaubenssituation unerläßliche Rüstzeug vermittelt.

Das Thema *Studienreform* gehört generell zu den Schwachstellen der Entwicklung des deutschen Hochschulwesens in den letzten Jahrzehnten. Der enorme Anstieg der Studentenzahlen hätte – jedenfalls in den davon besonders betroffenen Fächern – grundsätzliche Überlegungen zur Gestaltung und Abzweckung der universitären Ausbildung erforderlich gemacht (Studiendauer, Verhältnis von Grundstudium und forschungsnäherer Vertiefung, Ausrichtung von Studiengängen auf bestimmte Berufsfelder); er erwies sich de facto aber eher als Bremsfaktor für entsprechende Reformüberlegungen. Auch die als solche gegründeten „Reformuniversitäten“ haben daran wenig geändert. Vielfach kam es höchstens zu mehr organisatorischen Veränderungen (Einführung von Regelstudienzeiten, Zwischenprüfungen etc.), ohne daß gleichzeitig Inhalte und Methoden der einzelnen Studiengänge vor dem Hintergrund der Entwicklung zur Massenuniversität kritisch überprüft worden wären.

Es liegt nahe, angesichts der gegenwärtigen Probleme der Universitäten an die Zielvorstellungen zu erinnern, die seinerzeit der *Humboltschen Universitätsreform* zugrunde lagen und seither vor allem in Deutschland Leitideen für die Gestaltung und die Rolle der Institution Universität gewesen sind: Universität als Ort, an dem die Einheit der Wissenschaft in Erscheinung tritt und nicht nur Spezialwissen vermittelt wird; Einheit von Forschung und Lehre; Universität als Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden; Autonomie der Universität gegenüber unmittelbaren gesellschaftlichen Interessen und Verwertungszusammenhängen. Allerdings kommt man dabei leicht in Gefahr, sowohl die Universität der „guten alten Zeit“, also vor ihrer Öffnung für breitere Schichten und vor der Neustrukturierung und dem Ausbau des Hochschulwesens, nostalgisch zu verklären als auch den heutigen Universitäten Dinge abzuverlangen, die sie entweder überhaupt nicht oder höchstens sehr fragmentarisch leisten können. Die aus dem Geist des Humanismus und des Idealismus geborenen Vorstellungen vom Wesen der Universität waren auch in früheren Jahrzehnten oft mehr Wunsch als Wirklichkeit und lassen sich unter grundlegend veränderten geistig-gesellschaftlichen Bedingungen nicht mehr repristinieren.

Das gilt etwa für das Stichwort *Einheit der Universität* bzw. *Interdisziplinarität* als deren konkreter Ausdruck. Es liegt zwar nahe, von den Universitäten mit ihrer bunten Fächerpalette von der Jurisprudenz bis zur Geologie und von der Orientalistik bis zur Informatik zu fordern, sie solle mit diesen Pfunden stärker wuchern und das Gespräch zwischen den verschiedenen Wissenschaften pflegen. Man sollte dabei aber nicht übersehen, wie schwer

Interdisziplinarität seriös zu praktizieren ist. Schließlich sind die Anforderungen an die Studenten in vielen Fächern durch den wissenschaftlichen Fortschritt beträchtlich gestiegen, so daß auch bei gutem Willen nur wenig Zeit für den Blick über die Grenzen der eigenen Disziplin hinaus zur Verfügung steht. Für Assistenten, Dozenten und Professoren gilt das in Forschung und Lehre genauso. Im übrigen sind die Gräben zwischen den verschiedenen wissenschaftlichen Kulturen, die an der Universität vertreten sind, vielfach zu tief, als daß sie sich durch einige fächerübergreifende Ringvorlesungen oder Gesprächskreise leicht überwinden ließen.

Chancen, die zu nutzen wären

Auch wenn die Universität also die heute vielfach als Reaktion auf die immer stärkere Ausdifferenzierung und Zersplitterung der Wissenschaften eingeklagte neue Ganzheitlichkeit nicht gleichsam wie das Kaninchen aus dem Zylinder zaubern kann: sie bietet in dieser Hinsicht dennoch Chancen, die besser genutzt werden und damit auch das spezifische Profil der Universität wieder schärfen könnten. Mehr als in spezialisierten Forschungsinstituten haben Wissenschaft und Studierende der verschiedenen Fachrichtungen im Rahmen der Universität formell und informell Gelegenheit, miteinander in Kontakt zu kommen, sich zumindest einen gewissen Einblick in Fragestellungen und methodisches Vorgehen anderer Wissenschaften zu verschaffen, im Gespräch über gemeinsam interessierende Themen die Gesichtspunkte der unterschiedlichen Disziplinen miteinander zu konfrontieren und so auch gegenseitige Vorurteile und Mißverständnisse abzubauen. Wenn etwa einem Philologen umrißhaft deutlich wird, wie sich Erkenntnisfortschritt in den Naturwissenschaften vollzieht und umgekehrt ein Physiker oder Chemiker besser versteht, was Geisteswissenschaftler tun, wenn sie Texte auslegen, ist schon viel gewonnen. Darüber hinaus fehlt es ja nicht an Grundsatzfragen zum Status und der Reichweite wissenschaftlicher Erkenntnis und den Folgeproblemen des wissenschaftlich-technischen Fortschritts, für deren Klärung die Institution Universität aber wichtige Hilfestellungen geben kann.

Die Universität wird damit allerdings nicht zum Ort gesellschaftlicher Sinnstiftung und Orientierungsvermittlung. Sie ist in ihrer unübersichtlichen Pluralität vielmehr das Spiegelbild einer Gesellschaft ohne allgemeinverbindliche religiös-weltanschauliche Grundlage, in der unter Beachtung der verfassungsmäßigen Spielregeln wirklich jeder nach seiner Façon selig werden kann. Dennoch – oder gerade deshalb – braucht unsere Gesellschaft immer neue Bemühungen, den ethischen Minimalkonsens aufrechtzuerhalten und ihn angesichts neuer wissenschaftlich-technischer Herausforderungen zu aktualisieren. Hier liegt auch eine notwendige und lohnende Aufgabe für die Universität: Der dort versammelte wissenschaftliche Sachverstand garantiert zwar längst nicht automatisch, daß das Gespräch über Perspektiven der gesellschaftlich-geistigen Entwicklung sachkundiger und er-

tragreicher geführt wird als anderswo, aber er bietet gute Voraussetzungen für ein solches Gespräch, dessen Ergebnisse und Anregungen dann in den öffentlichen Diskurs einfließen können.

Damit stellt sich auch die Frage nach dem heutigen notwendigen bzw. erreichbaren Maß an *Autonomie* und *Freiraum* der Universität gegenüber den gesellschaftlichen Praxisfeldern. Vor einigen Monaten hat *Konrad Adam* im FAZ-Feuilleton diagnostiziert, die moderne Universität sei je nach Fach und Neigung dienstbeflissen und versponnen, vordergründig und abseitig zugleich: „Auf der einen Seite unterwirft sich der Universitätsbetrieb den Forderungen des Wirtschaftslebens fast ohne Vorbehalt, auf der anderen verliert er sich in allerlei prätentiose Spielereien, die extra muros nur auf Unverständnis oder Langlewile rechnen können.“ Zwischen diesen beiden Extremen eine angemessene *Balance* zu finden, wird zu den wichtigsten Aufgaben der Universitäten in den kommenden Jahren gehören; Erfolg oder Mißerfolg dieser Bemühungen werden sich auf ihr Profil in erheblichem Umfang auswirken. Zweifellos müssen die Universitäten flexibel sein, sich bei der Einrichtung und Neugestaltung von Studiengängen am Wandel in der Berufs- und Arbeitswelt orientieren. Ausbildung, die völlig vom Bedarf absieht, führt zu Frustrationen bei den Betroffenen und ist auch gesamtgesellschaftlich nicht zu verantworten. Allerdings kann die möglichst direkte wirtschaftlich-technische Umsetzung nie einziges Kriterium für die Gestaltung des Fächerkanons und die Verteilung der finanziellen Mittel sein: Auch eher „abseitige“ Disziplinen haben ein Recht auf Präsenz an der Universität und auf Sicherung der Kontinuität in Lehre und Forschung.

Was geschieht nach dem Studentenberg?

Bei alledem müssen die Universitäten wie die politisch Verantwortlichen auch schon die *Zeit nach dem derzeitigen Studentenberg* im Blick haben. Dann wird sich nämlich verschärft die Frage stellen, welche Universitäten mit welchen Aufgaben gebraucht werden. Daß ganze Hochschulen geschlossen werden, ist kaum anzunehmen, wohl aber dürften die einzelnen Universitäten zur stärkeren Profilierung zum Zweck der Attraktivitätssteigerung gezwungen werden. Vielleicht wird auch die Weiterbildung dann zu einem zusätzlichen Standbein für die Universitäten. Entscheidend dürfte für die Zukunft sein, daß sich die Universitäten in ihrer gesellschaftlichen Bedeutung nicht *überschätzen*, gleichzeitig aber auf ihrem unverzichtbaren Beitrag bestehen und ihn deutlich herausstellen. Die Universität ist nicht *der* herausgehobene Ort, an dem in voller Freiheit von allen politischen und ökonomischen Zwängen die Gesellschaft sich selbst reflektiert bzw. von dem aus sie die entscheidenden Wegweisungen empfängt. Sie ist aber als Kristallisationspunkt und als Vermittlungsort der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit auch weiterhin unentbehrlich. *Ulrich Rub*